

Mr. 10.

1903.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



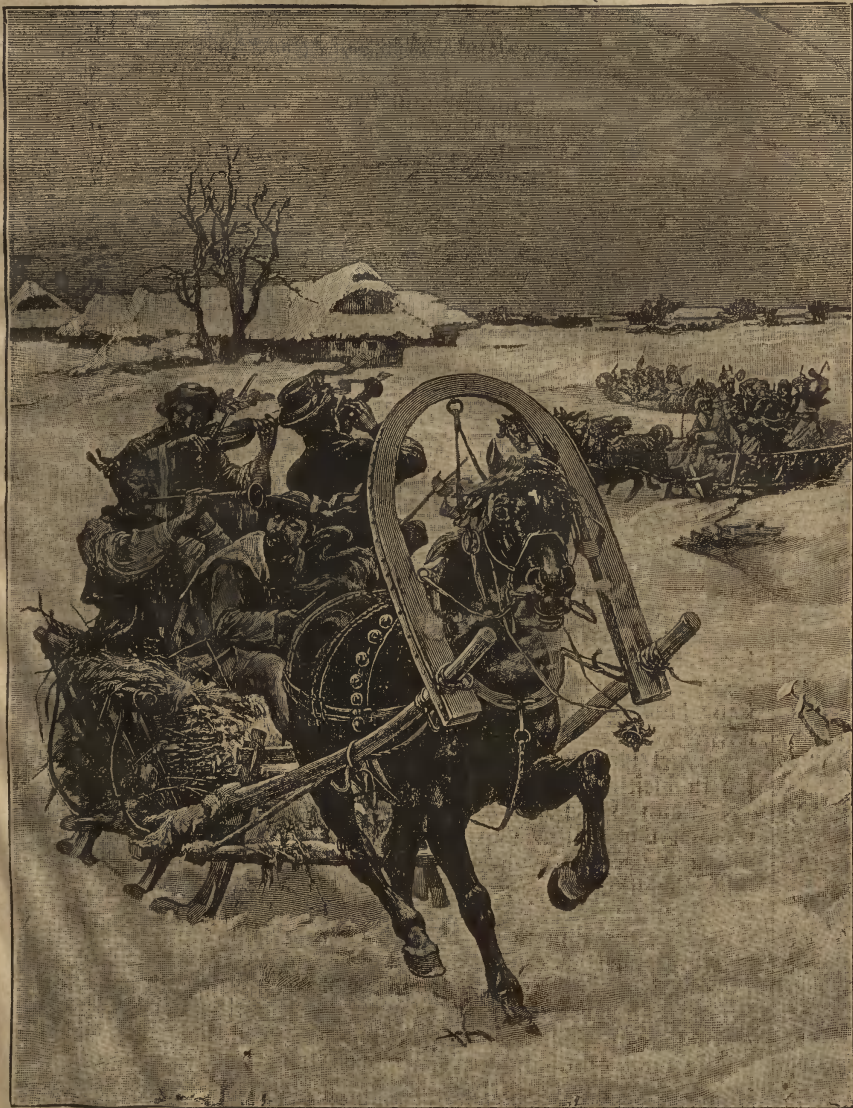
Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Frühlingshoffen.

Wohl zögert noch das alte Herz
Und atmet noch nicht frei,
Es bangt und sorgt: „Es ist erst März,
Und März ist noch nicht Mai.“

O schütte ab den schweren Traum,
Die lange Winterruh,
Es wagt der alte Apfelbaum,
So wag es Herz auch du.



Lustige Heimkehr. Nach dem Gemälde von Jaroslav Vesin.

Blinde Liebe.

Erzählung von Paul Bliß. [Nachdruck verb.]

Der junge Male Kurt Berger rannte in seinem Atelier hüftend hin und her; er wollte arbeiten, ehrlich, fleißig sein, wollte in Stimmung kommen, und da warf ihm der Briefträger von draußen zwei Briefe in den Kasten herein, zwei Mahnbriefe, voll von Grobheiten und Drohungen; natürlich war es nun vorbei mit der Stimmung; aufgeregt und verärgert lief der junge Künstler hin und her, fuhr sich mit der Hand durch's Haar und verwünschte alle Gläubiger der Welt.

Wütlich wurde geklopft.

Erschreckt fuhr Kurt zusammen und rief mit verhaltenem Zittern: „Herein!“

Und herein trat ein hageres, dürres Männchen, dem man auf zehn Schritt Entfernung ansah, daß es ein Schneiderlein war.

Als Kurt den stillen bescheidenen Meister, der mit so bittenden Blicken da stand, ansah, schwand sein Groll, und das Mitleid kam über ihn.

„Sie wollen Geld haben, nicht wahr, Luz?“ fragte er mit wehmütigem Lächeln.

Der Schneider nickte und antwortete demütig: „Ja, Herr Berger, ich möchte recht schön bitten darum.“

„Wieviel bekommen Sie denn?“

„Jetzt sind's im ganzen 43 Mark, Herr Berger.“

„Donnerwetter! So viel Geld! Und bloß für Flickeereien und Ausbesserungen!“ sagte Kurt.

Das Männchen drehte verlegen seinen Hut und entgegnete bescheiden: „Der Herr Berger haben mir ja auch seit dreiviertel Jahren kein Geld gegeben, und da sammelt es sich denn schon an; hier ist aber die Rechnung, da können sich der Herr Berger davon überzeugen, das alles genau stimmt.“

Kurt sah das Papier an. Dann fragte er nochmals: „Brauchen Sie wirklich Geld, Luz? Ich bin nämlich riesig abgebrannt!“

„Wenn's wenigstens die Hälfte wäre, Herr Berger,“ bat das Männchen. „Sie wissen ja, ich komme nur dann, wenn's mir auf den Nägeln brennt.“

„Na, da haben Sie 20 Mark; sind Sie vorerst zufrieden damit?“

„Gewiß, Herr Berger, ganz zufrieden.“

„Den Rest, sobald ich kam, nicht wahr?“

„Gewiß, Herr Berger! Empfehle mich bestens!“

„Adieu, Luz!“

Als Kurt wieder allein war, zählte er seine Baarschaft nach. Nun besaß er noch 16 Mark, das war alles. Und keine Aussicht auf eine Einnahme. Dabei war Ultimo vor der Thür. Was nun? Was nun?

Wieder lief er erregt hin und her, wütend und grollend, denn mit der Stimmung zur Arbeit war es nun ganz und gar vorbei.

Blieb also wieder die letzte Hilfsquelle — der alte Onkel. Und schweren Herzens machte er sich nun auf den Weg, um bei dem alten Herrn eine neue Anleihe zu machen, — die wievielte es war, das wußte Kurt selber nicht mehr.

Eine Viertelstunde später saß er dem alten Herrn gegenüber, trank Portwein, rauchte eine duftende Zigarre und trug so humorvoll wie nur möglich — sein Anliegen vor.

Der Onkel hörte ihn ruhig an und strich mit dem kleinen Finger der rechten Hand die Asche von der Zigarre, dann — nach einem kleinen Schweigen — begann er endlich zu sprechen, ruhig zwar und durchaus wohlwollend, dennoch aber ernst und mit feiner Betonung.

„Mein lieber Kurt, da Du nun hier bist, kann ich Dir gleich sagen, was mich heute so wie so zu Dir geführt hätte. Bevor ich jedoch davon anfangen will ich Dich erst beruhigen, denn ich sehe, daß Dich der Geldmangel mehr als sonst drückt. Also hier ist ein Chek auf 500 Mark. Das wird wohl vorerst reichen, nicht wahr?“

Da jubelte Kurt auf: „Onkel Eduard, Du bist der beste Mensch auf der Welt!“

Der alte Herr aber winkte mit feinem Lächeln ab! „Erst hör' mich weiter an, mein Junge.“

Und da merkte Kurt, daß nun etwas Besonderes noch nachkommen würde.

Langsam und mit ernstem Gesicht sprach dann der alte Herr weiter: „Ich muß Dir nämlich nun die Eröffnung machen, daß ich Dir von jetzt ab kein Geld mehr geben kann.“

Das wirkte. Wie gelähmt saß Kurt da und starrte den Onkel an.

Der aber sprach ruhig weiter: „Ja, mein lieber Junge, ich bedaure, Dir diese Eröffnung machen zu müssen, die mir wahrhaftig nicht leicht geworden ist; aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen, kann ich nichts mehr daran ändern: ich habe so enorme Verluste gehabt, daß ich mich ordentlich einschränken muß und in Wirklichkeit mit jedem Groschen zu rechnen nötig habe.“

Kurt saß noch immer starr und schreckensbleich da.

„Ich sehe, das erschreckt Dich mehr, als ich glaubte,“ fuhr der Onkel fort, „ja, mein Jungechen, das thut mir aufrichtig leid, aber ich kann es nun mal nicht mehr ändern; Du wirst Dich nun schon daran gewöhnen müssen, manche Deiner noblen Passionen aufzugeben, oder aber, mehr zu arbeiten und mehr Geld zu verdienen.“

Schweigen. Jeder sieht vor sich nieder, jeder hängt seinen Gedanken nach.

Nach einem Weilchen begann der Onkel von Neuem: „Oder aber, Du thust, wozu ich Dir seit einem Jahre geraten habe, — Du heiratest.“

Kurt zog die Stirn in Runzeln, stand auf und trat an's Fenster. Endlich sagte er: „Wie ich darüber denke, lieber Onkel, weißt Du ja.“

„Eben deshalb wollte ich mit Dir heute reden,“ antwortete der alte Herr, „Du denkst über diese Angelegenheit falsch, ja mehr noch, ich fürchte, Du hast darüber ernsthaft überhaupt noch nicht nachgedacht.“

„Onkel, der Gedanke, lebenslang an ein Weib gefettet sein zu müssen, das man nicht wirklich liebt, der Gedanke macht mich toll!“

„Lieber Kurt, das ist ein ganz schön klingendes Wort, aber es hat einen fatalen, etwas phrasenhaften Nebenklang! — Sei doch mal verständig und hör' an, was Dir ein Mann, der Welt und Leben kennt, sagen will. — Du bist heute ein Mann, der nahezu vierzig zählt. Du bist Dein Lebenslang kein Dackmäuser gewesen, was ich Dir keinen Augenblick vorwerfen will, aber Du bist — was Du zugeben mußt — heute ein Mann, der bereits einen leichten Gang zur Müdigkeit hat, der Zeit anzusetzen beginnt, mit einem Wort, ein Mann, von dem eine Frau keine Ueberraschungen mehr zu erwarten hat. Stimmt es?“

Lächelnd meinte Kurt: „Ich bewundere Deinen Scharfblick, lieber Onkel!“

Auch der alte Herr lächelte: „Es stimmt also! Nun denn, für einen solchen Mann, wenn er überhaupt an eine Heirat denkt, ist es jetzt hohe Zeit, damit Ernst zu machen, denn glaub' mir nur, mein Jungechen, mit den zunehmenden Jahren, wird es nicht besser, sondern schlechter mit Dir! — Und dann noch etwas anderes. Du bist heute ein immerhin recht bekannter Künstler. Dein Name ist zeitweise sogar übermäßig viel genannt worden; kurz und gut, Du stehst im öffentlichen Leben. Nun, und das, mein Junge, übt auf manches Mädchen einen nicht geringen Reiz aus, und vor allen auf Mädchen mit Geld.“

Wieder Schweigen. Diesmal sehen sie sich an, und diesmal lächeln sie beide.

Dann sagt Kurt: „Also kurz heraus, lieber Oheim, Du hast wieder einmal eine Frau für mich.“

„Zawohl, die habe ich,“ nickte der Onkel, „und diesmal, mein Lieber, wirst Du nicht wieder ausdrücken, diesmal wirst Du Dir Mühe geben, das junge Mädchen kennen zu lernen, denn sonst verdirbst Du es mit mir, aber gründlich.“

„Und wer ist sie?“ fragte Kurt kleinlaut.

„Die einzige Tochter eines reichen Mannes, den ich seit einigen Jahren kenne und schätze — und die Chancen für Dich sind diesmal besonders günstig, denn man kennt Dich dort bereits.“

„Man kennt mich bereits?“ fragte Kurt erstaunt.

„Zawohl, das Fräulein hat Deine Bilder in den Kunstausstellungen gesehen, und hat dann in der bekannten Zeitschrift „Moderne Kunst“ die Reproduktionen dieser Bilder sowie auch Deine Photographie und Biographie gefunden; — man interessiert sich also für Dich, mein Lieber, und das ist nicht zu unterschätzen, zumal heute, wo Mädchen mit solcher Wittgift rar sind.“

„Darf ich mir — um nun doch einmal praktisch vorzugehen — die bescheidene Frage erlauben, was Du unter „solcher Wittgift“ verstehst, Onkelchen?“

Onkelchen lächelte: „Unter der Hand hörte ich, daß die Kleine 600 Tausend mitbekommt.“

Das gab Kurt einen gewaltigen Ruck. Mit rasender Geschwindigkeit rechnete er aus, daß das so viel wie 24 000 Mark Rente ausmachte, und mit schmunzelndem Behagen meinte er dann: „Nun, unter solchen Umständen könnte man ja mal der Angelegenheit näher treten.“

„Na also,“ sagte der alte Herr heiter, „das ist doch mal ein vernünftiges Wort.“

Kurt aber entgegnete schnell: „Ich verspreche absolut nichts, Onkelchen! Nur um Dich nicht zu erzürnen, trete ich der Sache näher.“

Onkelchen lächelte heimlich und nickte, dann sagte er: „Also Du sollst die Herrschaft kennen lernen. Vater und Tochter sind hier und werden eine Woche hier bleiben.“

„Die Herrschaften sind aus der Provinz?“ fragte Kurt leicht erstaunt.

„Ja, der Vater hat eine große Ofenfabrik und wohnt in der Nähe von Frankfurt.“

„Am Main!“

„An der Oder.“

Kurt räusperte sich und dachte: „Der Ofenfabrikant wird ein besserer Löpfer sein.“ Dann fragte er: „Da soll ich also acht Tage lang den Varenführer spielen?“

Der alte Herr zuckte die Schultern und entgegnete: „Lieber Kurt, zwingen kann ich Dich natürlich nicht, aber wenn Dir eben daran liegt, die Herrschaften kennen zu lernen —“

Schnell fiel Kurt nachgebend ein: „Also gut, Onkel, Du sollst mich nicht undankbar schelten — gut, ich opfere diese Woche. Wo und wann darf ich mich den Herrschaften präsentieren?“

„Wir haben verabredet, morgen um 4 Uhr in (der Kunstausstellung zu sein.“

„Gut, ich bin da.“

„Du wirst uns im Saal 5 treffen.“

Kurt nickte. Dann, ein wenig zögernd, fragte er: „Und weiß die junge Dame bereits, daß und weshalb sie mich kennen lernen soll?“

„Zimmerhin wäre es möglich,“ antwortete der Onkel schmunzelnd, „da sie sich für Dich interessiert, hat sich der Papa bei mir genau erkundigt über Dich und Deine Situation — also ist wohl anzunehmen, daß die Tochter Dich nun zu sehen hofft.“

Ein wenig peinlich berührt fragte Kurt: „Also der alte Herr kennt meine Lage und auch mein Vorleben schon?“

Der Onkel nickte. „Aber sei unbesorgt deshalb. Der Mann kennt die Welt und macht Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du „gelebt“ hast; natürlich hofft er, daß Du, als sein Schwiegerjohn, keine dummen Streiche mehr machst und ein solider guter Gatte wirst.“

Kurt hatte noch immer ein unbehagliches Gefühl — er kam sich in diesem Moment sehr „klein“ vor.

Dann sagte der Onkel: „Also ich erwarte Dich bestimmt morgen um 4 Uhr, und noch einmal wiederhole ich, lieber Kurt, nimm die Sache ernst, denn Du weißt ja nun, was davon für Dich abhängt.“

Damit verabschiedeten sie sich.

Als Kurt nun so im hellen Frühlingssonnenschein dahinging, dachte er wirklich ernsthaft über des Onkels Worte nach.

Ja, sagte er sich, der Alte hat Recht. Ich muß nun ein anderes Leben beginnen. So kann es nicht mehr weitergehen. Und der Vorschlag zu einer Heirat war wirklich nicht schlecht; jedenfalls mußte man ernsthaft darüber nachdenken. Freilich, ob nun dies Fräulein aus Frankfurt an der Oder die rechte Partie war, das schien äußerst fraglich — zwar hatte sie 24 000 Mark Rente — 24 000 Mark Rente! — Bei dem Gedanken daran stieg ihm

das Blut zu Kopfe. — Wie anders, wieviel ruhiger und angenehmer könnte man sich damit das Leben gestalten! — Und dann brauchte er nicht mehr für Geld zu arbeiten, dann konnte er nur der Kunst, der hehren Göttin, ehrlich dienen — o Gott, wäre das herrlich, wäre das schön! Nicht mehr dem Geschmac des großen Publikums dienen zu müssen, sondern frei, frei schaffen zu können — einzig wäre das!

Aber mit der Rente bekam er dann auch die Frau — die Frau aus Frankfurt an der Oder — und den Gedanken weiter zu denken, wagte er vorerst noch nicht.

Eine Uhr schlug. Plötzlich dachte er an den Chef. Wichtig, er mußte ja noch zur Bank, das Papier einzulösen.

Als er dann eine Viertelstunde später die fünf netten blauen Scheine in der Hand hatte, waren alle die guten Vorsätze von Sparsamkeit und so weiter wieder vergessen, und er beschloß nun, da es mit der Junggesellenfreiheit ja doch bald vorbei war, sich noch einmal einen recht lustigen Tag zu machen — das freie tolle Künstlerblut in ihm begann, sich plötzlich zu regen.

So fuhr er denn zunächst zu Kempinski, um erst mal für die Leiblichen Bedürfnisse zu sorgen.

Behaglich aß und trank er, und als dies geschehen war, lehnte er sich in das Sopha zurück und dachte, daß es doch recht gut von der Vorsehung gewesen war, ihm solch einen netten Onkel zu beschenken, und er trank und rauchte dann mit um so größerem Genuß weiter.

Aber als der feurige Wein seinen Künstlergeist erst ganz wach gerufen hatte, da plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch's Hirn, der ihm das Blut in's Gesicht trieb; — was, sagte er sich, was wolltest Du thun!? Du denkst daran, dies kleine Provinzgänzchen, über das Du jetzt schon lachst, zu Deiner Frau zu machen? Nur ihres Geldes wegen wolltest Du Dich an sie fetten für's ganze Leben? — Ja, das wäre ja die pure Gemeinheit! — Und während er noch länger darüber nachdachte, kam er immer mehr zu der Ueberzeugung, daß er sich zu einer so unwürdigen Handlung nie und nimmer hergeben konnte. Nein, um keinen Preis der Welt! Und wenn auch Onkelchen ihm ernstlich grollen würde! Lieber arm bleiben und weiter schufften, als ewig mit dem Vorwurf herumlaufen: Du hast Dich für Geld verkauft!

Und dann plötzlich kam ein anderes Bild vor sein geistiges Auge. — Hella! Hella Ebers! Er liebte sie ja, o gewiß, er hatte sie ja immer geliebt! Jetzt erst — nun er daran war, sie zu verlieren — jetzt erst wußte er es ganz gewiß.

Also wenn nun doch einmal geheiratet sein mußte, dann würde er eben das Weib heimführen, das er liebte, und dies Weib war Hella Ebers. Glutheiß stieg es ihm zu Kopfe.

Wie konnte er denn auch nur einen Augenblick ernsthaft daran denken, eine Andere als sie zu heiraten! Und was schadete es denn, wenn sie keine Rente hatte? Da würde er eben um so mehr arbeiten, damit er ihr ein molliges, trauliches Heim schaffen konnte.

Sa, das stand nun fest, sie würde seine Frau, sie und keine Andere! — Und gleich jetzt würde er zu ihr hingehen, sie um das Jawort zu bitten.

Sofort zahlte er und ging.

Als er das Restaurant verließ und die Leipziger Straße betrat, wollte er erst einem Wagen zutrinken, aber gleich besann er sich anders. Nein, das Wetter war zu herrlich, lieber zu Fuß den Weg machen.

Langsam ging er dem Potsdamer Platz zu.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags. Auf den Trottoirs drängten sich gepuzte, fröhliche Menschen. Und die helle, warme Frühlingssonne bestrahlte dies bunte, lebende Bild.

Vom Platz bog er in die Bellevuestraße ein. Da blühten die Kastanien, und ein lauer Windhauch wehte eine ganze Woge voll süßen Duft heran.

Und nun erst im Tiergarten! Da blühte und sprießte alles, grünte und duftete; und in dem jungen Grün sangen lustige kleine Vögel wie toll um die Wette.

Kurt war wie betäubt. Einen Augenblick stand er still, nahm

den Hut ab und sah sich um, mit erstaunten fröhlichen Augen, es lebte so ein unendlich traumhaft schönes Glücksgefühl in ihm auf, wie er es nie vordem empfunden hatte.

Langsam ging er dann weiter.

Und nun dachte er: Wie sonderbar das Leben doch war! Da kannte er Hella Ebers nun schon ein ganzes Jahr — wirklich gute Freunde waren sie geworden — fast täglich sahen sie sich, nie und nimmer hatte auch nur das leiseste Mißverständnis diesen Bund getrübt — und dennoch fühlte und empfand er erst diesen Augenblick genau, daß er sie liebte, wirklich ehrlich liebte!

Eine Viertelstunde später stand Kurt vor der Angebeteten.

„D!“ rief Hella heiter, „das ist nett! Sie kommen gerade recht zu einer Tasse Kaffee!“ Herzlich begrüßte sie ihn.

Kurt war ein wenig befangen, er küßte ihr die Hand und wußte nicht gleich, was er nun sagen sollte.

Schnell und lustig sprach sie weiter: „Denken Sie nur, wie froh ich bin! Ich habe soeben einen Engagementsantrag an das Burgtheater bekommen!“

Da fuhr er zusammen und starrte sie an. „Und Sie werden annehmen?“ fragte er mit verhaltenem Zittern.

Ein wenig erstaunt antwortete sie: „Aber gewiß doch, lieber Freund! Damit wird ja einer meiner liebsten Wünsche erfüllt! Das wußten Sie doch!“

Jetzt konnte er seine Enttäuschung nicht länger mehr ver-



Der Moschusochse, einer von den „Schwierigen“ im „Zoo“.

bergen; er ließ sich in einen Sessel sinken und sah betrübt vor sich hin.

Da trat sie zu ihm heran und sagte: „Nun, Ihnen, lieber Kurt, scheint das ja keine große Freude zu bereiten, wie ich sehe.“

„Soll ich mich darüber noch freuen, daß Sie so leichten Herzens von uns hier fortgehen können?“

Und sie immer erstaunter: „Sa, aber ich kann doch meinen Freunden nicht meine Zukunft opfern?“

Starr sah er sie an und schwieg.

Dann sie: „Und es ist doch ein enormer Fortschritt für mich, daß ich an die „Burg“ komme, das müssen Sie doch selber zugeben!“

Er nickte und antwortete nur: „D, gewiß.“

„Oder wollen Sie es mir wirklich ernsthaft verübeln, wenn ich den Ruf nach Wien annehme?“ fragte sie bittend.

„Aber wie könnte ich denn Ihrem Glück im Wege stehen!“ rief er nun mit verhaltenem Weh. „Nein, gehen Sie ruhig nach Wien und lassen Sie sich dort feiern; ich wünsche Ihnen alles Glück dazu.“

Prüfend sah sie ihn an: „Kurt, das kommt nicht von Herzen! Ich fühle es! Bitte, seien Sie ehrlich! Als Ihre wahre Freundin habe ich gerechten Anspruch darauf!“

Jetzt sah auch er sie an, fest und entschlossen; aber die Glut in ihm war zu heiß, sodaß seine Augen ihn doch verrieten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflicht.

(Schluß.)

Von A. Wald (Anna Gade).

(Nachdruck verboten.)

Mein Gott! Wer — wer kann das von ihm verlangen?! Er ist doch auch nur ein Mensch von Fleisch und Blut, ein Mensch, den der durch die Angst um das Liebste auf der Welt verzeihliche Egoismus ein einziges Mal die harte Pflicht vergessen lassen muß.

Der junge Assistenzarzt, der im Krankenhause wohnt, und Hartung sind zuverlässig, sie müssen für zwei — drei Tage ihn dort vertreten.

In fieberhafter Eile ordnet er das Nötigste. Da hält er inne. Uebermorgen, gegen Abend, tritt die Krisis ein bei dem jungen Studenten, der an Nervenfieber schwer darniederliegt. Die Mutter ist Witwe, Blätterin, und ihr einziges Kind!

Und der Zementarbeiter, der an Lungenabsceß erkrankt, und nach dem das zerklumpte, verhärmte Weib mit dem verhungerten Säugling auf dem Arm und den Zwillingen am Rock, gefragt, die Not, die Angst in den hohlen Augen!?

Nein, er, der Doktor, muß auf seinem Posten bleiben. Er darf, er kann nicht reisen!

Und im Geiste sieht er wieder die stumme Verzweiflung auf dem Gesichte des Mannes, der sich um das junge Weib verzehrt. In gut acht Tagen kann sie gerettet sein. Dann darf er reisen. Eher nicht!

„Magda — die Pflicht, geht sie über unsere Liebe?“ so flüstert er und bleibt.

Er will ihr schreiben und zerreißt den Bogen wieder. Denn die Worte klingen ihm gemacht. Er kann auf dem Papier den Ton nicht finden zu ihr, die ihm solange entfremdet ist und doch so nah geblieben. Nein — nicht schreiben! Selbst ihr gegenüber treten — sie stumm in seine Arme ziehen!

Und wie wird er sie finden? Ist sie wirklich krank, ernstlich, oder ist es nur nervöser Art?

Doch hatte sie ja eine Arbeit wie dies Buch und kürzlich auch die Adresse noch selbst geschrieben! —

Zehn Tage nach qualvollster Ungeduld, verzehrender Angst um sie, an die er denkt bei jedem Atemzuge. Er muß sich sehr zusammenehmen, damit sie es nicht merken in der Klinik.

Da endlich faltet er die Hände in stunnenem Dankgebet, als bei den Schwerkranken das Schlimmste überstanden. Auch das junge Weib ist gerettet. Er kann sie Weber und Hartung jetzt ruhig überlassen.

Und nun zu Magda! Sie nur erst wiederssehen, die er heimholen will, bald und für immer!

Und durch die dunkle Novembernacht rast der Cypress dahin, in dem der Oberarzt in einem der Wagenabteile am Fenster steht. Draußen — die schwarze, tote Finsternis, aus der vereinzelt, hie und da, ein schwaches Licht von schlummernden Dörfern herüberblinkt.

In fieberhafter Aufregung schreitet er in dem Koupee, in dem er sich allein befindet, hin und her.

Wie die Stunden schleichen! Wie es langsam geht!

Endlich, endlich graut der müde Wintermorgen, kommen sie dem Ziele näher. Um Mittag geht's zu Wagen weiter. Noch drei volle Stunden. Da taucht das kleine Dörfchen auf.

Also hier — hier in die Stille und winterliche Waldeinsamkeit hat sie sich geflüchtet. Hier also findet er es wieder — sein verlorenes Glück?!

Vor dem kleinen Gasthause fragt er den Knecht, der vor die Thür zum Ausspannen kommt, nach der Kantorswohnung. Ganz zu Ende des Dorfes soll sie liegen. Und fiebernd geht er die stille Straße entlang, auf der nur ein gebückter alter Bauer ihm begegnet, der ihm verwundert nachblickt.

Die Schritte hallen auf dem hart gefrorenen Boden, auf dem die Fußstapfen scharf gezeichnet sind und zerplittertes Eis zwischen den Wagenfurchen blinkt.

Bereinzelte müde Flocken taumeln vom grauen Himmel nieder. Und etwas Beklemmendes, unendlich Schwermütiges liegt in der Winterdämmerung, die schnell herniedersinkt.

Da liegt das Häuschen, die Kantorswohnung vor ihm. Und am Stadet des kleinen Gartens zögert er, nur einen Augenblick, da ihn die Kniee nicht tragen wollen.

Eine zertretene weiße Winteraster liegt zu seinen Füßen, und er blickt drauf nieder, ohne sie zu sehen.

Ob Magda ihn erwartet, seine Nähe fühlt? Und rasch entschlossen tritt er in das Haus.

Eine alte Frau, offenbar die Kantorsin, kommt auf der Diele ihm entgegen.

„Wohnt Frau Magda Ramberg hier? Ist sie zu Hause?“

Die alte Frau mit dem weißen Scheitel stutzt und sieht ihn an, einen Augenblick, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Frau Ramberg — — Mein Gott! Sie wissen's wohl noch nicht — — Sind Sie am Ende Herr Dr. Wernheim?“

Er nickt.

„Frau Ramberg ist — heut' Morgen ist sie da draußen zur Ruhe gebettet!“

„Also tot?“ Er sagt es ruhig. Und die alte Frau, die wohl eine andere Wirkung erwartet haben mag, fügt hinzu:

„Ja, sie hat wohl selber nicht geglaubt, daß das Ende so nah. Sie war herzleidend. Aber man merkte es ihr kaum an. Und als sie mir vor — vor anderthalb Wochen ungefähr — ein kleines Paket zur Besorgung übergab, meinte sie noch: „Frau Kantorsin, vielleicht besucht mich nächstens Jemand!“ Und schon ein paar Tage darauf, am Sonntag war's, da kam der schreckliche Krampf. Es ist ihr sehr schwer geworden, das Sterben, und der Doktor meinte, es müsse eine übermenschliche Willenskraft in dem schwachen Körper wohnen. Ja, sie wartete eben noch auf — auf Jemand!“

Und es klingt fast vorwurfsvoll, als die alte Frau fortfährt: „Wohl zehnmal hab' ich auf der Dorffstraße nachschauen müssen, ob nicht der Postbote kam oder ein Fremder, den sie noch sprechen müsse. Und dann, gegen Abend, ist sie doch eingeschlafen, und bis zuletzt waren ihre Augen auf die Thür gerichtet! — Aber, verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ich hier draußen — wollen Sie nicht näher treten?“

Doch der Fremde hört nicht mehr. Er geht, ohne ihr zu danken, ihr adieu zu sagen. — — —

Draußen fallen die Flocken, dichter, immer dichter. Und durch das weiße, stumme Geriesel, die stille Winterdämmerung, geht eine hohe, dunkle Männergestalt dem kleinen Friedhof zu.

Der Doktor braucht nicht lange nach ihr zu suchen, nach ihr, die umsonst auf ihn gewartet! Denn nur ein einziges frisches Grab ist auf dem kleinen Dorffriedhof zu sehen.

Lange, regungslos steht er davor, entblößten Hauptes, und sieht auf den schmalen Hügel nieder. Nur wenige Kränze schmücken ihn.

Und er steht da mit leeren Händen, ohne einen letzten Liebesgruß!

„Magda, die Pflicht! Du kennst sie ja!“ so spricht er leise zu ihr. Und von der Lannenhede bricht er einen Zweig und legt ihn auf den Hügel nieder.

Dann geht er. Nur an der Kirchhofspforte bleibt er stehen und sieht noch einmal zurück. Lange, starren Auges, bis das Grab im Flockenwirbel und grauer Dunkelheit verschwindet.

Lenz und Liebe.

Wie flüssig Gold rinnt warmes Sonnenlicht
Ins junge Gras durch zartbelaubte Nester,
Von kleinen Kehlen künstlerisch und schlicht
Tio! Tio! ertönt's vom neuen Nester.

Der Westwind huscht verstoßen zu dem Teich,
Um seinen Spiegel leicht zu kräuseln;
Es ist, als hört man durch des Waldes Reich
Das Frühlingslied der ewgen Sehnsucht säuseln.

Ein Menschenstrom ergießt sich in die Au,
Zur Luft, zum Licht hinflutet es in Scharen,
Und blütenduftig wandelt unterm Blau
Das lenzgeborne Glück von Liebespaaren.

O Lust des Lebens! Nicht ein eng Verließ,
Drin wir gefangen, ist dies Weltgetriebe;
Hier auf der Erde giebt's ein Paradies;
Denn jedes Wesen hat ein Recht auf Liebe!



Süßes Erinnern. Nach dem Gemälde von Gabriel Max. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Die Kinder des Anarchisten.

(Fortsetzung.)

Roman aus der Neuzeit Spaniens von Karl Milbach.

(Nachdruck verboten.)

So sprach Dionysio in naiven, düren und so grausam klaren Worten — das Todesurteil über Gusses Liebe! Der Maler hatte das Empfinden eines Menschen, der tropfenweise verblutet. Jedes Wort ein Tropfen, mit jedem Worte schleicht die Kälte des Todes höher zum Herzen hinan, nun ist er vernichtet, der schöne Traum! Noch sind die Worte Dionysios nicht verklungen, sie tönen immer wieder in Gusses Ohr — sie tönen ihm entgegen von allen Seiten, und dazwischen gelst es: Verloren! — Betrogen!

Redona aber fuhr fort:

„Ich darf nicht behaupten, daß Alara niemals wird lieben können, das wäre ja unnatürlich, aber — ob sie nun in ihrer geistigen Entwicklung zurückblieb, oder eine andere Ursache daran die Schuld trägt — genug, sie gestand mir noch vor einem Monat, daß sie nie zu einem Manne wahrhafte Zuneigung gefaßt habe. Sie wollte gewiß nicht jenes Unheil heraufbeschwören; aber indem sie stets von den beiden Freiern umschwärmt war, spielte sie Komödie und wollte sich alsdann ihrer entledigen. Alara kann mich nicht belügen, und wenn sie vielleicht einst wahrhaft liebt, dann werde ich es wissen.“

Der Jüngling schwieg. Wie gelähmt verharrte Gussé in seiner Stellung auf dem Stuhle. Zorn, Verachtung, Haß und Liebe kämpften in ihm den wildesten Kampf. Ihm dünkte es eine Grausamkeit Dionysios, ihm seinen schönen Wahn zerstört zu haben. Fast grollte er dem unschuldigen Warner, der doch nur eine moralische Pflicht geübt hatte, der aber vielleicht auch jetzt noch geschwiegen, wenn Gussé ihm nicht seine Liebe zu Alara gestanden hätte.

Unbewußt stand Gussé bereits auf demselben Standpunkt, den Rusne eingenommen: er wollte Liebe erwecken, wo es keine gab!

Dionysio hatte sich erhoben, er machte sich an diesem und jenem Gegenstand zu schaffen, zuweilen verstohlene Blicke auf den Maler richtend, der stumm ans Fenster getreten war. Plötzlich wandte sich dieser um und ging auf Redona zu:

„Es ist gut, daß Sie mir das alles sagten, aber eine Frage noch möchte ich von Ihnen beantwortet haben.“

„Ich werde Ihnen wahrheitsgetreu auf jede Frage erwidern.“

„Wie verhielten und verhalten sich die übrigen Familienmitglieder zu Alara?“

„Mein Vater hat sich, seit er vom Unglück so hart betroffen wurde, wenig um seine Kinder gekümmert. Er that zwar später alles, um meine Schwester von jenen abenteuerlichen Beziehungen abzubringen, aber Alara war den Tag über der Obhut der bejahrten Tante anvertraut, auch diese war zu schwach und zu nachgiebig, um meine Schwester vor jenen Irrungen zu bewahren. Ich redete Alara oft ins Gewissen und habe stets zu verhindern gesucht, daß ihr Leichtsinn weitere Opfer fordere. Ihre Schönheit ist kein Geschenk Gottes — nein, sie ist ihr zum Fluche geworden! — Sie haben mir gezürnt — vielleicht zürnen Sie mir noch, weil ich sie von Ihnen ferngehalten habe.“

„Nein, ich grolle Ihnen nicht. Früher hielt ich Ihr mich sonderbar berührendes Verhalten allerdings für kindliche Eifersucht. Sie mögen nun auch das weitere wissen: ich traf Alara einmале allein — ohne Ihr Wissen —“

„Und ich werde nicht hindern, daß dies noch weiter geschehe.“

Gussé sah Dionysio fest an. In dem Blicke des jungen Mannes suchte er die Erklärung jener Worte zu lesen, und er las sie: handle wie du willst, aber bedenke das Ende!

„Sie kennen nun Alaras Vorleben.“ sagte Redona, „ich erfüllte meine Pflicht gegen Sie, aber Ihnen fernerhin hindernd entgegenzutreten, das verbietet mir die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde.“

„Ich will Ihre Schwester nie wiedersehen, Dionysio, und ich bitte Sie, mir die Ausführung meines Vorzages zu erleichtern. Suchen Sie zu vermeiden, daß sie mir nochmals begegne.“

So war Gussé Sieger geblieben über die Stimme seines Herzens. Noch vor wenigen Minuten wollte er den Warnungen sein Ohr verschließen, aber der kühle Verstand behielt die Oberhand. Alara war ein herzloses Geschöpf, die Tochter eines Anarchisten — nein, eine solche Liebe war eine Verirrung. Nun erfüllte ihn auch Dankbarkeit gegen den Warner, gegen Dionysio. Zugleich aber empfand Gussé eine tiefe Beschämung. Ein Jüngling von achtzehn Jahren hatte ihm, dem gereiften Manne, die Augen öffnen müssen!

Den ganzen Tag über rührte der Maler keinen Pinsel an. Grübelnd saß er da und starrte vor sich hin. Aber erst am folgenden Tage empfand er so recht die trostlose Leere in seinem Innern. Zerstörte Träume! Vernichtete Hoffnungen! Es war ihm, als sei nun für ihn alles abgestorben. Dionysios Gegenwart erinnerte ihn jeden Augenblick an seinen Verlust. Das Schlimmste jedoch

war, daß Gussé den Glauben an weibliche Tugend und Herzensreinheit eingebüßt hatte.

Am folgenden Tage siedelte Redona, der getroffenen Abmachung gemäß, nach der Villa Mosel über, wohin er nach Einbruch der Dunkelheit in einem geschlossenen Wagen abgeholt wurde. Ohne Hindernis gelangte das von Pedro fufschierte Gefährt zur Villa. Als Dionysio die ihm angewiesenen Räume betrat, geriet er ob ihrer Pracht in nicht geringes Staunen. Er kam sich wie ein verwünschter Märchenprinz vor. Dem Maler sagte er Dank für den Schutz, den er ihm hatte angedeihen lassen. Aber Gussé hieß ihn schweigen. Dadurch, daß er ihm Modell gestanden und noch — durch etwas anderes, sei das völlig ausgeglichen. Solle gegenüber war Redona nicht wenig verlegen. Nun müsse er auch ihm noch zur Last fallen, meinte er. Moselblümchen nahm jedoch keine Entschuldigung an: „Sie sind mein Gast,“ entgegnete er, „und damit ist die Sache in Ordnung.“

Pedro hatte, als Dionysio den Wagen bestieg, keine Gelegenheit gehabt, sich den Fahrgast genauer anzusehen, in der Villa aber beim hellen Lichte erkannte er zu seiner Freude in Redona einen alten Bekannten und Jugendgespielen. Sie hatten sich lange nicht mehr gesehen, und waren nun glücklich, die Erinnerungen ihrer alten Freundschaft aufzufrischen zu können.

Als Knaben von zwölf Jahren hatten sie einander auf recht sonderbare Art kennen gelernt. Sie trafen sich damals vor der Stadt beim Suchen von Pinienkernen und — prügelten einander weidlich durch. Das kam nämlich so: Dionysio wollte eine Pinie ersteigen, die ihm sehr reichen Ertrag versprach, Pedro hatte aber merkwürdigerweise denselben Gedanken. Darüber entzweiten sie sich und gerieten einander in die Haare. Dionysio, als der Stärkere, warf seinen Gegner so unsanft zu Boden, daß sich Pedro den Fuß verstauchte. Redona nahm sich aber des Beringlückten an und brachte ihn nicht ohne Mühe nach Hause. Unterwegs wurde zwischen beiden Frieden geschlossen und vereinbart, daß sie fürderhin gemeinsam Pinienkerne suchten und die Beute in gleiche Teile teilen wollten.

Später trennte beide das rauhe Schicksal. Pedros Vater war ein armer Konsumsteuerbeamter. Da der Sohn mehr Anlagen zur Verrichtung häuslicher Arbeiten als zu einem Handwerk verriet, wurde er schließlich Kochgehilfe in einem Speisehause, bis er eines Tages von Senor Holle entdeckt und von diesem als Koch und „Mädchen für Alles“ angeworben wurde, nachdem Moselblümchen der Tyrannei seiner alten Haushälterin überdrüssig geworden.

Und so hatten sich die Jugendfreunde nach langer Trennung wiedergefunden!

Drei oder vier Tage waren verstrichen, seitdem der junge Redona in die Villa Holles aufgenommen worden war. Gussé hatte diese Zeit dazu benutzt, an seinem Gemälde zu arbeiten, um in erstem, angestrengten Schaffen den Gedanken an Alara aus seinem Kopf zu verdrängen und das Weh seines Herzens zu ersticken.

Eines Abends besuchte der Maler wie gewöhnlich das Café, wo er seine Freunde und Bekannte zu finden pflegte. Auch der Polizeichef war zugegen. Von ihm erfuhr der Maler, daß von heute ab der Kommandant der Guardia civil (Gendarmerie) die Anarchistenangelegenheit in die Hand genommen habe.

„Ich habe über die Sache Redonas reiflich nachgedacht,“ sagte Palez später auf dem Heimwege zu Gussé, „und muß gestehen, daß wir in dieser Angelegenheit nicht sehr glücklich gefahren sind. Enfn — ich darf es ja nicht ausplaudern, aber Sie wissen ja selbst schon, worauf sich allein die Anklage stützen kann.“ Der Beamte meinte damit den des Diebstahls angeklagten Coguét.

„Roberto Redona ist wohl wieder besser? — Hat man seinen Sohn gefunden?“ fragte Gussé nicht ohne Ueberwindung.

„Weder das eine noch das andere. Der Zustand Redonas hat sich sehr verschlimmert; die Aerzte haben ihn aufgegeben und sagen, er lebe vielleicht keine vierundzwanzig Stunden mehr. Uebrigens fühlt der Kranke das selbst. Er hat sich bereits einer Nische auf dem Kirchhof versichert, das heißt, eine solche ankaufen lassen — ich glaube, es war seine Schwester, die er damit betraute — damit er nicht in der fosa comun (Massengrab) beerdigt wird!“

„Hm,“ versetzte Gussé, „das ist doch recht traurig! Ein Vater, der vielleicht unschuldig ist, liegt im Sterben; und der verfolgte Sohn, obgleich er sicherlich unschuldig ist, kann seinem Vater nicht einmal die Augen zudrücken. Ich — dieses Wort betonte der Maler besonders — „empfinde herzliches Mitleid mit dem armen Burschen.“

„Und glauben Sie etwa, ich empfände nicht dasselbe? Die Meinung, uns von der Polizei sei jede menschliche Regung fremd, will leider noch nicht aussterben.“

„Sie fühlen sich durch meine Worte gekränkt, Senor Palez, das thut mir leid, eine Absicht lag mir fern, zumal ich weiß, daß das Volk Sie gerade deshalb so hoch schätzt, weil Sie ein Herz für die Unglücklichen haben und sehr oft nachsichtig sind. — Aber müßten Sie nicht Dionysio Redona, wenn er Ihnen jetzt begegnete, verhaften und ins Gefängnis schleppen lassen, während sein Vater den letzten Kampf ringt?“

Der Polizeichef zerrte nervös an seinem Schnurrbart.

„Ich müßte? — Ich müßte?“ sagte er endlich erregt. „Zum Teufel — ich — ich liebe ihn — —“ Das Nachfolgende murmelte er unverständlich vor sich hin. Hufse glaubte indes das Wort „laufen“ verstanden zu haben. „Daß Sie mir aber auch immer solche Dilemmas vormalen müssen, mein Freund! Malen Sie doch Lustiges, das ist ja doch auch eigentlich Ihre Art.“

„Zuweilen finde ich es interessant, wenn sich die im Uebereifer blind dreinhauende Justitia dem zarten Menschenherzen gegenüber sieht. Das verträgt sich so ungefähr wie Wasser und Feuer miteinander.“

„Wir kommen immer schlamm weg,“ sagte Palez lächelnd. „Niemand erweist uns Dank, nie thun wir genug, nur Schelte hören wir. — hm, ja dickfellig sind wir glücklicher Weise alle, die Bornwürfe lassen uns so ziemlich kalt.“

„Nun also! Dionysio Redona würde von Ihnen mit Freuden verhaftet werden.“

„Herrgott, Don Federico! Man muß mit Ihnen sehr deutlich reden, um sich verständlich zu machen. — Ich wünsche, der Bursche würde — hm, ja — zum Kuckuck! — gar nicht gefunden! Verstehen Sie mich jetzt?“

„Setzen Sie ihn doch außer Verfolgung.“

„Sei, Donner! — Sie sind immer gleich am Ende.“

„Nun ja, wozu denn diese Zappelerei? Ist der junge Mann schuldig, so verfolge man ihn; sind Sie aber überzeugt, daß Zeuge Coguet ein Schwäger ist — wozu wollen Sie dann einen Unschuldigen fassen?“

„Don Federico, von einem Verdachte kann sich ein Beschuldigter nur durch ein entlastendes Verhör, Beweisführung, reinigen, oder aber der Verdacht muß sich als falsch erweisen. Dann auch kann ich nicht nach meinem Ermessen verfügen. Der Civilgouverneur hat völlig freie Hand in dieser Angelegenheit, und er ist es allein, der Redona außer Verfolgung setzen kann.“

„Es kostet Sie aber nur ein Wort, einen Rat, den Sie dem Gouverneur geben, und der Haftbefehl wird zurückgezogen.“

„Das ist ja wahr. — Sie interessieren sich sehr für Dionysio Redona.“

„Für ihn und alle unschuldig Verfolgten.“

„Ich erkenne Ihre hochherzige Gesinnung an. Hoffen wir, daß sich mir demnächst eine Gelegenheit bietet, dem Manne mit dem breiten Rücken“ — er lachte über seine Anspielung auf die Person des Gouverneurs — „einen Rat zu erteilen. Auf ihm lastet ja die ganze Verantwortung, von der ich ihm durch Erteilung eines unterthänigsten Ratschlages noch nichts abnehme.“

Die beiden schüttelten sich herzlich die Hände.

„Nun, wo stecken denn meine beiden angeles tutelares — mit den Knüppeln?“ frug Palez, sich umblickend. „Man nennt mich nämlich den „Volksfreund“, sagte er mit ironischem Lächeln, „habe aber die erhebende Gewißheit, daß mich die Anarchisten in diesen Tagen umgebracht hätten, wenn ich nicht stets von meinen Leuten begleitet wäre. Uebrigens waren jene „Freunde“ so liebenswürdig, mir das rechtzeitig durch Drohbriefe kund zu thun. Also gute Nacht, Don Federico, auf Wiedersehen!“

Nachdenklich schritt der Polizeichef davon. Er ließ sich als Beamter nie beeinflussen und auch nicht durch Hufse. Wenn er diesem gewissermaßen entgegenkam, so geschah dies nur, weil es seiner eigenen Ueberzeugung entsprach. Die spanische Polizei steht auch stets unter dem Druck einer politischen Partei und muß sich ängstlich hüten, Fehlergriffe zu begehen, welche die Gegenpartei sofort als Handhabe zu einer scharfen Polemik ausnützen würde. Ist das Ministerium ein konservatives, so wird jeder Mißgriff eines staatlichen Organs von der liberalen Presse in der gehässigsten Weise ausgebeutet und umgekehrt. Die eine Partei klagt stets über die „Mißwirtschaft“ der anderen; so ist es in Spanien immer gewesen, und es wird noch lange so bleiben.

Als Palez am folgenden Morgen sein Bureau betrat und die zahlreichen Meldungen seiner Untergebenen entgegennahm, erfuhr er zwei Nachrichten, die sein größtes Interesse erregten: Roberto Redona war soeben im Hospital gestorben, und diesen Morgen fand die Verhandlung gegen Ramon Coguet wegen Diebstahls statt. Da der Polizeichef wußte, daß im Laufe dieses Prozesses auch der Bomben Redonas Erwägung gethan würde, beeilte er sich, die notwendigsten Geschäfte zu erledigen, dann begab er sich in die Gerichtssitzung. Bei seinem Eintritt hatte die Verhandlung bereits begonnen. Groß war sein Erstaunen, als Coguet dem Richter gegenüber alles, was auf die Bomben Bezug hatte, rundweg ablegnete und erklärte, er habe gar keine gesehen. Der Richter

hielt ihm seine erste Aussage vor, aber Ramon bestand auf dem zuletzt Gesagten. Palez konnte sich das gar nicht erklären. Er dachte unwillkürlich an Hufse, ob dieser vielleicht den Angeklagten zu der Aussage bewogen, doch verwarf er den unsinnigen Gedanken sofort wieder.

Übermals ermahnte der Vorsitzende Coguet dringend, bei der Wahrheit zu bleiben. Darauf der Angeklagte:

„Meine erste Erklärung war falsch; ich war betrunken, als ich sie abgab. Ich bin auch nie Anarchist gewesen, noch habe ich anarchistische Versammlungen besucht.“

Diese ganz überflüssige Bemerkung gab Palez die Erklärung für Coguet's Verhalten. Offenbar fürchtete dieser, in den Anarchistenprozeß verwickelt zu werden; er glaubte also durch hartnäckiges Leugnen davor bewahrt zu bleiben. Man erzählte sich im Volke von haarsträubenden Foltern, denen die als Anarchisten Prozeßierten unterworfen würden, und Ramon Coguet wollte nicht in die Lage kommen, jene Gerüchte auf ihre Richtigkeit prüfen zu können.

Die Zeugen aus der Taberne erklärten, der Angeklagte habe mit Redona stets auf gespanntem Fuße gestanden, und der Besitzer der Taberne äußerte die Meinung, Coguet habe aus Rache die Aussage über die Bomben gemacht.

Ramon, hierüber befragt, schwieg hartnäckig, sodaß die Richter die Vermutung des Tabernenbesitzers als höchst wahrscheinlich annahmen; zumal durch den Kunden der Taberne, einen gewissen Lopez, auch die Unterschlagung Coguet's ans Tageslicht kam, die aller Voraussetzung nach zu einem scharfen Wortwechsel zwischen Redona und Ramon geführt haben mußte. Somit wurde dies als erschwerend bei der Strafbemessung in Betracht gezogen, und Coguet erhielt eine empfindliche Gefängnisstrafe zuerkannt.

Palez erbat sich die Akten, um sie dem Gouverneur vorlegen zu können, was bewilligt wurde. Schon einige Stunden später war der Polizeichef im Besitze der für den jungen Redona so bedeutungsvollen Dokumente.

Es war inzwischen fast Mittag geworden, und erst am späten Nachmittage fand Palez Gelegenheit, sich zum Gouverneur zu begeben, der sich nicht in besonders rosigter Stimmung zu befinden schien. Der Polizeichef erstattete ihm den üblichen Bericht und sagte zum Schluß:

„Roberto Redona ist tot, Excellenz.“

„Weiß ich schon,“ unterbrach ihn der Zuhörende.

„Und Ramon Coguet, der wegen Diebstahls und Unterschlagung heute Morgen abgeurteilt wurde, hat seine ganze Aussage betreffs der bei Dionysio gesehenen Bomben widerrufen.“

„So, hm, auch nicht mehr neu.“

„Hier sind die Akten,“ fuhr Palez unbeirrt fort, „und hier“ — er deutete auf eine Stelle in denselben — „finden Euer Excellenz den betreffenden Passus.“

Der Gouverneur las. — „Fatal!“ meinte er, „das war eben Wasser auf die Mühle für jene Lastermäuler.“

Der Polizeichef sah seinen Vorgesetzten fragend an. — „Ja, ja,“ fuhr dieser fort, „lesen Sie nur das Blatt hier. Ich hatte vor, die Aussage zu fiktieren, aber nun kann ich das gesetzlicher Weise nicht mehr.“ Der Gouverneur reichte Palez eine Zeitung.

Dieser las den betreffenden Artikel, der in scharfem Tone „das blinde Vorgehen der Polizei gegen Leute, die durch einen Dieb denunziert worden,“ tabelte. So stellte die Zeitung die Thätigkeit der Justiz bezüglich des verstorbenen Roberto Redona dar und schloß mit der unerhörten Bemerkung: Wohin werden wir gelangen, wenn jeder beliebige Schuft die ehrsamten Bürger durch eine infame Denunziation einkertern lassen kann! Nur unter einem so „excellenten“ Ministerium wie das gegenwärtige können sich solche Willkürlichkeiten zutragen.

„Wie immer!“ sagte Palez achselzuckend.

„Redona ist tot, und ihm nützt der Widerruf Coguet's leider nichts mehr,“ meinte der Gouverneur.

„Das Andenken des Verstorbenen bleibt, wenn auch nicht ganz makellos — denn Anarchist war er doch — wenigstens vor größerer Schande bewahrt.“ (Fortsetzung folgt.)

— Unsere Bilder. —

Süßes Erinnern.

Wie war es doch so wunderbar,
Als ich im Wald, den Himmel über mir,
Der Wipfel rauschen um mich her, von dir
Zum ersten Mal beseligt es vernahm:
„Ich hab' dich lieb!“

O sag' es noch ein einzig Mal,
Oh unsre Wege auseinandergehn,
Als Unterpfand für einst'ges Wiedersehn,
Als Balsam sag' es für des Scheidens Qual:
„Ich hab' dich lieb!“ S. 3.

Eine lustige Heimkehr ist es allerdings, die der polnische Maler Jaroslav Vesin uns im Bilde vorführt. In unseren Ostprovinzen steht dem soliden, sparsamen Sinn des Deutschen der leichtlebige, feckfröhliche Sinn des Polen scharf gegenüber. Der Pole feiert seine Feste viel geräuschvoller und ausgiebiger als der Deutsche und ohne jede Rücksicht auf seinen Vermögensstand; er kann beim Vergnügen kaum ein Ende und dafür bei der Arbeit nur schwer den Anfang finden. Unser Bild zeigt die Heimfahrt der Hochzeitsgäste aus einem polnischen Dorfe. Vornweg die lustige Musik, in mehreren Schlitten die lustigen Gäste, sausen geht's über die weite Schneefläche, sicherlich nach dem nächstgelegenen Wirtshause, um dort die Fröhlichkeit fortzusetzen. Wann wird die Feier enden? Solange ein Geldstück im Beutel klappert, schießt nicht, ehe das nicht verjubelt, solange geht oder fährt sein Besitzer nicht heim.

Der Moschusochse, jenes merkwürdige, schafähnliche, stummelschwänzige Nordpolarrind, ist ein ganzer Kostverächter. Erst war man glücklich, durch besonders günstige Eisverhältnisse an der Ostküste Grönlands während der letzten Jahre einige Exemplare — die ersten! — lebend nach Europa bringen zu können (der größte und schönste Stier kam in den Berliner Garten), man bezahlte gern große Preise für diese Tiergartenneuheit ersten Ranges, und nun hat man seine Not, die heiklen Pfleglinge am Leben und bei Appetit zu halten. Die zu niedrigem Gebühre verkümmerten Zwergweidenarten, die nach den neuesten Beobachtungen der Nordpolareisenden der Moschusochse hauptsächlich äßen soll, kann man ihm nicht bieten, man schafft durch allerlei Baumzweige einigermaßen Ersatz, probiert auch sonst alles mögliche Pflanzenfutter, und da ist es allemal eine Freude, wenn der kostspielige Kostverächter etwas Neues aus der Hand annimmt, weil man dann hoffen darf, daß er es auch in größerer Menge aus dem Trog nehmen wird.

✻ Gemeinnütziges. ✻

Kirschtuchen von eingelegten Kirschen. 250 g Butter werden schaumig gerührt, nach und nach 3 Eidotter, 4 ganze Eier, 250 g gelöschener Zucker, an dem man die Schale einer Citrone abgerieben hat, hinzugefügt: hierauf die Masse $\frac{1}{2}$ Stunde gleichmäßig abgerührt, langsam mit 250 g feinem Mehl gemischt, dann der Teig in eine mit Butter ausgestrichene und mit Mehl bestreute hohe Tortenform gefüllt, mit schönen, ausgekernten eingelegten Kirschen belegt, diese mit einer dünnen Schicht zurückbehaltener Teigmasse bedeckt und bei mäßiger Hitze $\frac{1}{2}$ Stunde gebacken.

Wie erkennt man, ob die Milch rein ist. Hierfür empfehlen wir folgendes einfache Mittel. Man nimmt eine Nähnadel, reißt sie gut ab, so daß keine unreinen oder fettigen Stoffe mehr anhaften, taucht sie in die Milch und nimmt die Nadel senkrecht wieder heraus. Wenn die Milch rein und unversehrt ist, wird ein Tropfen an der Spitze der Nadel hängen, ist dies jedoch nicht der Fall, so kann man hundert gegen eins wetten, daß die Milch gefälscht, d. h. mit Wasser gemischt ist.

✻ Lustiges. ✻

O weh.

A.: „Was fehlt Ihnen denn?“
B.: „Ach, wissen Sie, ich habe mein ganzes Vermögen meiner Frau verschrieben, damit es meinen Gläubigern nicht in die Hände fällt.“

A.: „Na und?“
B.: „Jetzt hat sie das Geld genommen und ist von mir fortgezogen —.“

Der höchste Grad.

A.: „Hat denn der Maier immer noch keine Anstellung?“
B.: „Ach, soviel Protektion giebt es ja gar nicht, wie der Kerl bei seiner Dummheit nötig hätte.“

Annonce.

Ein verheirateter Mann, der in Amerika eine Schwiegermutter hat, sucht eine Stelle als Kassierer.

Ein armes Kind.

Betteljunge: „Ach, schenken Sie mir doch ne Kleinigkeit, ich bin Waise, mein Vater hat den Arm gebrochen und liegt im Hospital, meine Mutter ist im Irrenhaus, und wenn ich ohne Geld nach Hause komme, so schlagen sie mich tot.“

Darum.
„Wie konntest Du denn bloß den Menschen heiraten! Warst Du denn so verliebt in ihn?“
„Nein, aber eine andere wars.“

Uebertrumpft.



„Aetich, mein Vater kann doch aus nem Stück Holz einen Wagen machen!“
„Aetich, das ist noch gar nichts! Mein Vater kann sogar aus einer Mücke einen Elefanten machen!“

✻ Nachtsch. ✻

1. Begierbild.



Wo ist der Schützen-König?

2. Rätsel.

Ich bin bei dem Wandrer auf seinem Weg
Und begleite ihn über Brücke und Steg;
Er wußt mich wohl, doch verlaß ich ihn nimmer;
Wenn die Sonne lacht, dann hat er mich immer.
Nicht Farbenpracht ist bei mir zu sehn,
Und doch liebt mancher in mir zu gehn.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Vorhand hatte: Kreuz-Bube, Neun, Acht, Sieben, Pik-Dame, Neun, Acht, Sieben, Karo-Bube, König. Hinterhand den Rest. Vorhand spielt Pik an, Hinterhand nicht und bringt Coeur, was Vorhand wieder nicht. Auf das vierte Pil wußt Hinterhand Kreuz-Dame ab und erhält mit seinem Trumpf den Rest. Wenn Hinterhand Pik-Dame und Vorhand Coeur-Dame hätte, gewänne Mittelhand das Spiel mit 63 Augen.
2. Mendoza, Bamora, Raqusa, Sabine, Nebraska, Kaluga, Gazelle, Sebante, Tetuan, Antimon, Montana, Harowa, Wagondo, Dorier, Erbarmen.
3. Gedanken — Dant.
4. Trophäen — Trochäen.

Unter Merzten.

A.: „Na, wie geht's, lieber Kollege?“
B. (Arzt in einer kleinen Stadt): „Wir haben augenblicklich eine schreckliche Krijsis durchzumachen, kein Mensch ist krank.“

Zu still.

Berliner (auf einem neu angelegten Kirchhof, der erst wenige Gräber enthält): „Na, wissen Sie, lieber Dotenrüber, hier siehts man recht trostlos aus: Hier möchte man sich wirklich bejahren lassen, bloß um een bißten Leben in die Bude zu bringen!“

In der Markthalle.

Dame: „Der Fisch, den Sie mir gestern verkauft haben, war ja schlecht.“
Fischfrau: „Das ist nicht mein Fehler, Madam, ich habe ihn Ihnen ja schon vor acht Tagen angeboten.“

Zweierlei.

A. (zu B.): „... Sagen Sie mir, macht die Verjegung das Direktors soviel Schwierigkeiten, weil er zu sehr an oder in der Stadt hängt?“